Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 18 (1950-1951)
Heft: 8

Artikel: Vom Wunder und Geheimnis Shakespeares
Autor: Brown, Ivor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758863

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VOM WUNDER UND GEHEIMNIS SHAKESPEARES

Von Ivor Brown

Es ist erstaunlich, wie viele Shakespeare-Biographen den nächstliegenden Weg zum Verständnis des Menschen und Dichters, den Weg durch die Bühnentür, außer acht gelassen haben. Daß Ivor Brown, der frühere Leiter des «Observer» und hochangesehene Theaterkritiker, ihn recht eigentlich neu entdeckt hat, gibt seinem Shakespeare-Buch einen Zug erstaunlicher Frische und Modernität. Aus seinem Werk, das soeben in der deutschen Uebertragung von Ernst E. Stein im Manesse-Verlag erschienen ist, geben wir hier einen Ausschnitt aus dem Einleitungskapitel.

Wilde Landschaften, eine Gegend mit schroffen Felsen und tiefen Schluchten etwa, in der sich die Natur gleichsam von der mittelalterlichen Seite zeigt, schienen für unsere Vorfahren Wunder zu bergen. «Schauerlich» fanden sie solche Landschaften, womit sie «wildromantisch» meinten. Jedenfalls hatten sie den Blick für das Wunderbare; die Reisetagebücher des achtzehnten Jahrhunderts sind voll davon. Das Zeitalter der Aufklärung, zu verzückter Schwärmerei ebenso geneigt wie der strengen Vernunft verschrieben, entdeckte nicht nur das Wunder in der Landschaft. Es entdeckte auch das Wunder in William Shakespeare aus Stratford am Avon.

Shakespeares Zeitgenossen sahen in ihm den «süßen Sänger», den guten Kollegen einer Komödiantengesellschaft, den «Inbegriff alles Witzes». John Webster, der Verfasser des Trauerspiels «Die Herzogin von Amalfi» (von Bernard Shaw ein Dichter fürs Wachsfigurenkabinett genannt), zählt Shakespeare unter den führenden Männern seines Berufes auf, nicht etwa als den führenden Mann. Innerlich unbeteiligt, wie ein Lehrer ein gutes Zeugnis für einen Schüler ausstellt, lobt er Shakespeares «gediegenen, fruchtbaren Fleiß». Kein Wort von überragendem Genie! Die gereimte Huldigung in der ersten Folioausgabe von 1623 klingt natürlich schwungvoller als Webster; 1630 bereicherte Milton die Lobsprüche für den «Barden vom Avon» um das Wort «Wunder» und spricht von dem unvergänglichen Denkmal, das sich der Dichter selbst in der staunenden Verehrung der Welt gesetzt hat.

Aber noch fast hundert Jahre nach seinem Tode blieb Shakespeare mehr ein Thema für einige kritische Untersuchungen als ein Dichter für die bewundernde Menge. Dryden pries ihn, fand aber manches an seinen Werken auszusetzen und bearbeitete sie weidlich. Der Mann vom Avon, der sich über die klassischen Regeln hinwegsetzte, hatte für die Schöngeister zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts etwas Barbarisches. Seine Stücke kamen verballhornt auf die Bühne, und auch das weit mehr ihren dankbaren Rollen zuliebe als wegen ihrer Charaktergestaltung und des Wohllauts der Verse. Aber dann wurde immer schneller, immer stärker das Wunder Shakespeares von ganz England, von der ganzen Welt erkannt. 1769 rief der Schauspieler David Garrick das englische Publikum zu den ersten Festspielen nach Stratford, und da erwies sich die Größe des Dichters, die Rowe und Pope, Samuel Johnson und andere Herausgeber seit längerem den Lesern zu vermitteln gesucht hatten. Die Shakespeare-Verehrung, die Anbetung des Wunders setzte ein und hörte nimmer auf.

Das Wunder Shakespeares, wie wir es heute sehen, liegt einfach darin, daß nie und nirgends, zu keiner Zeit und in keinem Lande ein Dichter solche Volkstümlichkeit, so unfaßbar weitgespannten Ruhm erreicht hat. Es gibt kein zivilisiertes oder auch nur halbzivilisiertes Volk, das Shakespeare nicht liest, eifrig studiert, immer wieder aufführt, bewundert und — wirklich genießt. Selbst die glühendsten Verehrer «Mr. Shakespeares» hätten sich zu seinen Lebzeiten nicht träumen lassen, wie berühmt und bewundert ihr «holder Dichter» eines Tages werden sollte.

Dieser Ruhm wuchs erst langsam, dann zusehends, dann in Riesensprüngen. Bei seinen Zeitgenossen war Shakespeare beliebt und geachtet, aber niemand fiel es ein, ihn für den «freiesten aller Geister», einen «myriadenfachen Geist» zu halten, der «alle irdische Weisheit überragt» und «ein menschlich Wissen, grenzenlos und klar», besitzt, kurz, den Uebermenschen in ihm zu sehen, den spätere Bewunderung aus ihm gemacht hat. Uns kommen die frühesten Lobsprüche recht ölig vor, weil so viel von süßem Wohlklang und so wenig von anderm darin die Rede ist. Francis Meres gebraucht (1598) die Ausdrücke «lieblich tönend», «honigzüngig» und «zuckersüße Sonette». Im gleichen Jahr preist Richard Barnfield den «Honig seines Stils», und Edmund Spencer sagt in den Versen über Willy, daß «aus seiner Feder unendlich Honigseim und Nektar quoll», was sich vielleicht auf Shakespeare bezog.

Jedenfalls war William bei der Studentenschaft bald ungemein beliebt. In zwei Stücken, die um die Jahrhundertwende am St. John's College der Universität Cambridge aufgeführt wurden,

der «Pilgerfahrt zum Parnaß» (1598) und der «Rückkehr vom Parnaß» (1602), ist mehrmals vom unwiderstehlichen Zauber der Dichtung Shakespeares die Rede.

Von 1600 bis zum Tode des Dichters im Jahre 1616 werden die Hinweise auf seinen Ruhm spärlicher. Vielleicht hatte «König Lear» und «Timon von Athen» die Verehrer des honigsüßen Stils enttäuscht. An Huldigungen fehlte es nicht: die Verse in der ersten Folioausgabe; seine Berufskollegen, die beiden Schauspieler Heminge und Condell; Ben Jonson und mancher andere — sie alle zollen ihren Tribut, und nun wird dem Dichter auch Unsterblichkeit verheißen:

> *«Nie wirst du, Shakespeare, schwinden mit der Zeit,*
> *Dein Lorbeer währt in alle Ewigkeit.»*

Aber von «Süße» ist nicht mehr viel die Rede. Ben Jonson schlug auch eine neue Note an — vom Erfolg in anderen Ländern, der Dichterpalme von jenseits des Meeres:

> *«Triumph, Britannien! Einen nennst du dein,*
> *Dem ganz Europas Länder Ehren weih'n.»*

Und dann folgt die vielzitierte Stelle:

> *«Nicht seiner Zeit allein — für immer lebt er.»*

Sieben Jahre später schrieb Milton das Sonett an Shakespeare. Das Wunder Shakespeare war erstanden.

Wenn es neun gute Bücher über Shakespeare gäbe, würde sich schwerlich jemand an ein zehntes heranwagen. Aber da sich schon Landplagen aller Arten auf Shakespeare gestürzt haben und alles, was Rang und Namen besitzt, über ihn geschrieben hat, ist ein neuer Rundgang auf diesem Boden wohl leichter zu verzeihen. Und in aller Bescheidenheit darf man annehmen, daß angesichts der vielen aus der Luft gegriffenen Faseleien, des aufgeblasenen Unsinns, der über Shakespeare verzapft wurde — von dem kritischen Niederschlag der bedeutenden Köpfe und der scharfsinnigen Verehrer abgesehen —, ein neues Buch über Shakespeare eine gewisse Daseinsberechtigung hat.

Diese Bücherflut kommt zum Teil auch daher, daß es nicht nur ein Shakespeare-Wunder gibt, sondern auch ein Shakespeare-Geheimnis. Seit etwa hundert Jahren mehren und verstärken sich die Stimmen, die leugnen, daß der Mann aus Stratford die Werke Shakespeares geschrieben hat, geschrieben haben kann. Der Name Shakespeare habe als Maske für einen Adeligen oder hochstehenden Herrn gedient, denn Betätigung für die Bühne und die an-

rüchige Schauspielerwelt hätte einer Standesperson an ihrer Würde Abbruch getan und ihrer Laufbahn geschadet. Als adelige Anwärter auf Shakespeares Ruhm traten bisher auf: Francis Bacon — er war als erster auf dem Plan und wird noch immer am meisten gewettet —, dann die Grafen Edward de Vere, Roger Manners, William Stanley; Sir Walter Raleigh, der Seefahrer und Verfasser einer Weltgeschichte, der sein Leben auf dem Schafott ließ; Sir Edward Dyer und die Gräfin Mary Pembroke; aber auch — sonderbare Wahl! — eine gewisse Miss Anne Whateley, von der später die Rede sein wird, wenngleich nicht von ihrer federführenden Hand, sondern von ihrem Herzen.

Hervorragende Köpfe, aber auch höchst merkwürdige Leute haben sich mit der Entthronung dieses «Shagspere» beschäftigt. (Es ist Brauch, sich dieser anscheinend verächtlich gemeinten Schreibung des Namens zu bedienen, wenn man den Schauspieler vom Sockel des Dichters zu stürzen versucht.) Aber die leidenschaftliche Absage an den Stratforder ist immer mit unwandelbarer Treue für den Dichter gepaart. Die Stratford-Gegner leugnen nie seine Größe, sondern betrachten sich gewissermaßen als eine Rettungsgesellschaft, die nur den Ruhm an die richtige Adresse befördern will. Man kann diesem ehrlichen Bemühen die Anerkennung nicht versagen, gleichviel, ob man die Theorien ablehnt oder gutheißt. Steckenpferd oder Forschungseifer — eins von beiden veranlaßte sie, umständliche Theorien aufzubauen, Geheimschriften zu entziffern, Gräber öffnen zu lassen, ja sich sogar mit der Geisterwelt in Verbindung zu setzen. Eine Fülle scharfsinniger Einfälle kam dabei ans Licht. Sogar in der Druckanordnung der ersten Folioausgabe suchten diese Eiferer nach Andeutungen, versteckten Anspielungen, die nur möglich gewesen wären, wenn der wahre Autor die ganze Zeit neben dem Setzer gestanden hätte, um ihm bei jeder Silbe des Buches zu sagen, an welcher Stelle sie gedruckt werden müsse — eine Arbeit, für die der betreffende Edelmann schwerlich Zeit und Geduld aufgebracht hätte, ganz zu schweigen davon, daß auf diese Weise die ganze Druckerei das Geheimnis erfahren hätte, das er der Gegenwart verhüllen, aber der Nachwelt andeuten wollte.

Es wird später von der hier vertretenen Auffassung dieses Shakespeare-Rätsels die Rede sein, von der Ansicht nämlich, daß Shakespeare aus Stratford in enge Berührung mit Stücke schreibenden Aristokraten kam und möglicherweise von ihnen einige Dramenstoffe übernahm oder ihre Werke bearbeitete, daß aber seine eigene unvergleichliche Hand darin unverkennbar ist. Man darf die Stratford-Gegner nicht einfach grob und wegwerfend abtun. Strat-

ford selbst tut das auch nicht. Diese Ketzer waren bei den Diskussionen der Strenggläubigen in Stratford immer willkommen. Ihre Gründe, richtig vorgebracht, verdienen Erwägung und dürfen nicht mit schroffer Verachtung abgewiesen werden, wie es die Shakespeare-Forschung früher für angemessen befand. Nebenbei erwähnt, bildet gerade das Shakespeare-Geheimnis einen Teil des Shakespeare-Wunders, eine unerschöpfliche Quelle, die auch heute noch die umfangreiche Fachliteratur schwellt.

Nie wäre es zu alldem gekommen, wenn es Shakespeares Werk nicht an einem gefehlt hätte: an einer eindeutig und mit strenger Folgerichtigkeit zum Ausdruck gebrachten Weltanschauung. Literarischer Ruhm wird entweder einem Autor zuteil, der sich an einen bestimmten Leserkreis mit festgelegten Ansichten und stark ausgeprägtem Geschmack wendet, oder einem Autor, der zu einer weiten Gemeinde, zur Allgemeinheit spricht. Im ersten Fall muß das Werk des Autors eine wenig veränderliche Grundstimmung, eine durchgehende Lehre aufweisen. Im zweiten Fall muß der Autor, der Allerwelts-Liebling, die Gabe besitzen, seinen Standpunkt oft zu wechseln, heiter zu sein bei Sonnenschein und trübgestimmt bei Regen, und jedem menschlichen oder gesellschaftlichen Zustand die beste Seite abzugewinnen. Er darf sogar, kraß gesagt, ein Wirrkopf sein, und Bernard Shaw trug denn auch kein Bedenken, Shakespeares Verstand an seinem eigenen zu messen und dabei schlecht abschneiden zu lassen. Was der Liebling der Allgemeinheit besitzen muß, ist nicht nur die Gabe, auf das vollkommenste auszudrücken, «was oft gedacht, doch nie so schön gesagt ward», sondern auch die weltgültige Formel, die Wortmelodie zu finden, in der ein unvergeßlicher Widerhall der einfachen menschlichen Gefühle eingefangen ist.

Es gibt Worte und Sätze, die jedem Ohr eingehen und jedes Herz mitschwingen lassen; diese Worte, diese Sprache findet ein Schriftsteller durch unermüdliches Grübeln oder aus Instinkt oder dank einer glücklichen Verbindung beider. Wenn ein Autor nicht durch eine einzige, stark lehrhafte Ader festgelegt ist, sondern im Nu auf alle Schönheit und Bitternis des Erschauten und Erfühlten reagiert, wenn er dazu die höchste Gabe des glücklichen Ausdrucks, die Meisterschaft des Tonfalls und die Leuchtkraft der Redewendung sein eigen nennt, die Shakespeare besaß, dann ist ihm die Unsterblichkeit sicher. «Hol der Henker die Ansichten! Es kann sie einer auf beiden Seiten tragen wie ein ledernes Wams.» So trug Shakespeare seine Ansichten, auf beiden Seiten, aber ohne lederne Starre. Er verlieh jeder Spielart eines Gedankens die Farbe, den Wohllaut, die ihr angemessen waren. Er sah die Natur als

Ganzes, von der Kuhschelle bis zum Wasserfall, vom Zaunkönig bis zum Sturmwind, und so besang er sie.

Wenn Shakespeare eine Botschaft, eine Lehre unter die Menschen hätte tragen wollen, wenn er ein Weltverbesserer gewesen wäre, er hätte niemals diese allgemeine Beliebtheit erreicht. Als endlich der Ruhm seinen Namen umgab, hätte Shakespeare — wäre er noch am Leben gewesen — das aufreizende Schauspiel mitansehen müssen, wie parteiliche Wirrköpfe ihn aus ganz verkehrten Gründen in den Himmel hoben und in ihrer wohlmeinenden Dummheit seine Ansichten völlig verdrehten. Wenn im Epilog zur «Heiligen Johanna» von Bernard Shaw der Erzbischof und Cauchon, der Inquisitor und der Soldat, Warwick und Stogumber, Dunois, Charles und der Scharfrichter das Lob der heiliggesprochenen Jungfrau anstimmen, da ist Johanna so vernünftig, ihre Niederlage einzusehen. «Weh mir, daß alle Menschen mich preisen!» ruft sie aus. Und das großartige Stück schließt mit ihrem Herzensschrei: «O Gott, der du diese wundervolle Erde geschaffen hast, wie lange wird es dauern, bis sie bereit sein wird, deine Heiligen zu empfangen, wie lange, o Gott, wie lange?» Der Inquisitor bemerkt, daß die dumme Person kein Wort von der ganzen Verhandlung gegen sie verstanden habe. Nun erkennt sie, daß kein einziger von den gescheiten Leuten, die im Jahre 1920 noch immer die gleichen Sprüchlein murmeln, ein Wort von dem begriffen hat, was sie ihnen zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts sagte.

Trotz den vielen Dunkelheiten und Zoten in seinen Werken hat die Welt William Shakespeare, im irdischen und im künstlerischen Sinn, sozusagen heiliggesprochen. Wenn er heute zurückkehren und vor seine Bewunderer treten könnte, er fände an seinen Getreuen nicht wenig auszusetzen. Aber eine völlig mißverstandene Botschaft würde ihm nicht weiter nahegehen, aus dem Grunde, weil er niemals der Bringer einer Botschaft war. Er besaß immer die Gabe, sich gegen sich selbst zu kehren und seine eigenen Ansichten und Stimmungen auszulachen. Er konnte die verlotterte, in Sünden schwärende Welt beobachten und die Wolfszähne des Pessimismus über sie fletschen, und sich dann abwenden, um eine Narzisse im Winde zu betrachten und wieder der süße «Mr. Shakespeare» zu sein, der romantische Maskeraden schrieb. Er konnte ebenso an «Was ihr wollt» wie am «Hamlet» arbeiten — vielleicht sogar im selben Jahr. Er konnte in seinem eigenen Leben einen umsichtigen Haushalt führen und doch vor Bewunderung für den Verschwender Antonius überströmen.

Es besteht, nach allgemeiner Ansicht, im äußeren Leben wie in der Legende, eine gewisse Aehnlichkeit zwischen William Shake-

speare und dem schottischen Dichter Robert Burns. Beide beginnen ganz unten; beide erliegen den Schwächen des Fleisches. Der junge Mann aus Stratford hält in größter Hast Dorfhochzeit und bricht dann auf zur «Dunklen Dame der Sonette». Der schottische Dichter hat seine Liebschaften mit Bauernmädeln, bevor er sich auf den Weg macht, um die Großstadt und seine Clarinda zu erobern. «Flotte Burschen» beide, die in den Ruhm hineinwachsen und — so will es die Legende — durch die Macht ihres Genies und die Größe ihres Herzens siegen. Aber in der Legende geht es nie ohne Einzelheiten ab, in denen der alte Adam durchbricht. Bei Robert Burns waren diese Episoden leicht genug festzustellen; bei Shakespeare fanden sich weniger Anhaltspunkte. Ehren John Ward fühlte sich bewogen, Shakespeares Tod einem Fieber zuzuschreiben, das sich nach einem Trinkgelage mit Ben Jonson und Michael Drayton eingestellt haben soll. Diese Mär tauchte ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Dichters auf und entbehrt aller Beweise.

Die Rechtschaffenen freuen sich anscheinend, wenn sie bei ihren Helden Züge immer wiederkehrender Teufelei entdecken, oder sie rücken ihre Brille so zurecht, daß sie die Anstößigkeiten nicht bemerken. Shakespeares Zoten und dunkle Stellen wurden ihm verziehen, weil sie zugleich dunkel sind; die anstößigen Witze sind — zum Glück für den Lehrer — häufig höchst verwickelt, und der Witz bleibt unbemerkt. Shakespeare und Burns führen eine nicht leichtverständliche dichterische Sprache, aber der hingerissene Leser verzeiht die Schwierigkeiten. Und der Zuhörer im Theater, der auf Perdita und Autolycus wartet, nimmt das seltsame Gewirr der Worte, die Regellosigkeit der Grammatik hin, die mancher Stelle zu Beginn des «Wintermärchens» eigen ist. Im üblichen Bühnentempo sind diese Stellen unverständlich — aber das Stück geht munter weiter und lebt.

Das ist, im Umriß, das Wunder Shakespeares — noch rätselhafter, weil wir über den Menschen Shakespeare so wenig Verläßliches wissen. Wer Gewißheit fordert, dem wird dieses Buch bei der Lösung seiner Probleme nicht viel helfen. Aber niemand wird so töricht sein, eine unanzweifelbare Lösung zu fordern. Die ganze Shakespeare-Forschung ist Mutmaßung, und jeder kann sich darin versuchen. Shakespeare ruht, sozusagen, unter dem Gebirge seiner Größe; die Versuchung, ihn auszugraben, liegt immer wieder nahe, aber Verehrung und Wissensdurst müssen das Unterfangen rechtfertigen. Nur wahre Liebe zum Dichter darf von neuem unter den spärlichen Tatsachen schürfen, um weiter an den zahllosen Hypothesen zu spinnen.